



In den Tagen der Blockade (Teil 4)

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird von der Stiftung zur Förderung und Entwicklung deutsch-russischer Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum St. Petersburg“ (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Im Jahr der 75. Jubiläums des Sieges entschlossen sich die Mitarbeiter des Russischen Ethnografischen Museums, auf der Website des Museums Jewgenija Nikolajewna Studenetskajas Memoiren über die Leningrader Blockade zu veröffentlichen. Studenetskaja (1908-1988) war Kaukasistin, Ethnografin und Angestellte des Museums. Von 1938 bis 1981 leitete sie am Staatlichen Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR (seit 1992 Russisches Ethnografisches Museum) die Abteilung zur Ethnografie der Völker des Kaukasus.

J.N. Studenetskaja arbeitete in den 1980er Jahren augenscheinlich an einem Manuskript. Dies waren Berichte und Entwürfe, die auf „Erinnerungen und Notizen aus den Jahren 1941/42“ beruhten. Alle 22 Berichte stellen in sich geschlossene Werke dar. Die Herausgeber bemühten sich, nach Möglichkeit die Orthografie und Zeichensetzung der Autorin beizubehalten, nur offensichtliche Fehler wurden von ihnen korrigiert. Redaktionelle Erläuterungen wurden im Text durch eckige Klammern deutlich gemacht, Anmerkungen der Herausgeber wurden in Form von Endnoten hinzugefügt.

J.N. Studenetskaja bewahrte das Andenken an eine tragische Periode im Leben des Museums sowie des Landes. Ihre Erinnerungen sind eine unschätzbare Quelle, die davon zeugt, dass die Geschichte des belagerten Leningrad in erster Linie aus der Geschichte der Einwohner der Stadt besteht.

In den Tagen der Blockade. J.N. Studenetskaja

Ich, die Autorin der Memoiren „In den Tagen der Blockade“, bin Jewgenija Nikolajewna Studenetskaja, geboren 1908, seit Mai 1940 Mitglied der KPdSU, Parteiausweis Nr. 10296788, seit August 1981 in Rente.

Nach dem Abschluss der Staatlichen Universität Leningrad fing ich am 1. Dezember 1930 in der Ethnografischen Abteilung des Russischen Museums (heute Staatliches Museum der Ethnografie der Völker des UdSSR, Orden der Völkerfreundschaft) an, wo ich 51 Jahre lang arbeitete: als wissenschaftliche Assistentin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Abteilung zu den Völkern des Kaukasus. In regelmäßigen Abständen vertrat ich, ohne meine hauptamtliche Stelle zu verlassen, die Stelle der wissenschaftlichen Sekretärin sowie der wissenschaftlichen Direktorin.

Ich war Redakteurin der Wandzeitung, Mitglied und Vorsitzende des JK [1], Mitglied der Parteileitung und Sekretärin der Parteiorganisation. Ich habe über 40 gedruckte Arbeiten publiziert.

Zu Beginn des Großen Vaterländischen Krieges war ich, dem Mob[ilisierungs]plan zufolge, verantwortlich für die Evakuierung der wertvollsten Museumsexponate, die fristgemäß in die Stadt Gorki [2] gebracht wurden. Später wurden sie nach Nowosibirsk umgelagert. Ich blieb bis zum 8. April 1942, um im Museum zu arbeiten, war stellvertretende Leiterin des Objekts und Sekretärin der Parteiorganisation.

Das Museumsgebäude (Inschenjernaja-Straße 4) wurde gleich im ersten Kriegsjahr schwer beschädigt. Es wurde von vier Sprengbomben sowie von Artilleriegeschossen getroffen. Die Hälfte des Mitarbeiterstabes starb im ersten Winter an Hunger.

Am 8. April 1942 wurde auf Anordnung des Volkskommissariats für das Bildungswesen eine Gruppe (acht Personen) von Museumsmitarbeitern nach Nowosibirsk versetzt, wo sich die evakuierten Exponate befanden. Um diese Wertgegenstände zu erhalten, wurde eine Museumsfiliale eingerichtet, die für den Erhalt und die Inventur der Exponate zuständig war. Die Museumsangestellten hielten Vorträge, setzten ihre wissenschaftliche Arbeit fort und richteten zudem eine Ausstellung zu den Völkern des Kaukasus ein, die mit der Befreiung des Kaukasus von den deutschen Besatzern verbunden war.

Im September 1945 war ich als Direktorin der Filiale für die Rückführung der Kollektion nach Leningrad verantwortlich.

Die Notizen "In den Tagen der Blockade" basieren auf Erinnerungen und Aufzeichnungen, die in den Jahren 1941/42 gemacht wurden.

In den Tagen der Blockade (nur Fakten)

[...]

Ein Flügel

An der Ecke Maklin-Prospekt [23] - Dekabristen-Straße steht bis heute ein Haus, in dem während des Krieges Freunde von mir wohnten. In dem für jene Zeit imposanten

achtstöckigen Gebäude, das mit einem Mosaik verziert war, gab es eine breite und elegante Haupttreppe.

Im Winter 1942 brannte die Gebäudehälfte rechts der Treppe aus, die Treppe selbst aber war intakt. Es war schon in der Dämmerung, als ich die dunkle Treppe emporstieg, mich dabei an das Geländer klammernd. Plötzlich erklangen von oben heftige Schläge, denen seltsame, nichtmenschliche Schreie antworteten. Sie zogen sich durch das Haus und betäubten mich. Ich hatte keine Ahnung, was das war. Aber als ich weiter nach oben kam, sah ich alles.

In einer der Türöffnungen auf Höhe der, ich denke, fünften Etage hing von einem unversehrten Deckenbalken ein Flügel herunter! Ein Mensch hatte sich unter Gefahr für sein Leben zu ihm durchgekämpft und zerhackte den Flügel mit einer Axt. Um Brennholz zu machen? Oder war er einfach verrückt geworden? Und der Flügel schrie ...

Es war so furchteinflößend, dass ich zurückstürzte, nach unten. Aber die Schreie des Flügels waren sogar auf der leeren und stillen Straße zu hören.

Für Mama an die Front

Schon über zwei Monate lang befand sich meine Mutter auf der Krankenstation für Ärzte, die bei der psychiatrischen Klinik am Fluss Prjaschka eingerichtet worden war. Krankenstationen nannte man damals besondere klinische Einrichtungen für die hungernden Leningrader. Dort hielten sie sich für ein bis zwei Monate auf und kamen in den Genuss der "verstärkten" - entsprechend der damaligen Möglichkeiten - Nahrung. Die Reise zu Fuß aus dem Zentrum an die Prjaschka war für mich an einem Tag nicht zu bewältigen. Ich übernachtete bei einer Freundin in der Petschatnikow-Straße oder bei einer anderen am Maklin-Prospekt. Immer nahm ich eine Tagesration Brot mit. Zurück nach Hause ging ich lebhafter: Mama war kräftiger geworden, sie hatte angefangen, ein bisschen zu laufen.

Es war Anfang April 1942. In ein paar Tagen sollte ich mit einer Gruppe Museumsmitarbeiter nach Nowosibirsk fahren, wo die zu Beginn des Krieges evakuierten Museumssammlungen aufbewahrt wurden. Ich war losgegangen, um Mutter über meine bevorstehende Abfahrt in Kenntnis zu setzen. Aber als ich zum Krankenhaus kam, fand ich alle Tore verschlossen. Dahinter war es still und wie viel ich auch klopfte, niemand öffnete mir. Eine Frau aus dem Haus gegenüber sagte, dass das Krankenhaus in der letzten Nacht bombardiert worden war. Die Krankenstation war abgebrannt, die Kranken hatte man, in Decken gewickelt, auf LKWs fortgebracht.

Es war schon später Abend, als ich zum Städtischen Gesundheitsamt kam, unter dessen Verwaltung die Krankenstation für Ärzte stand. Damals gab es in allen Behörden auch in der Nacht Wachhabende. Und hier erwartete mich ein Wunder der Organisiertheit der Leningrader: Im Gesundheitsamt gab es bereits Namenslisten mit Angaben, in welche Krankenhäuser man die Kranken gebracht hatte.

Mir wurde gesagt, dass meine Mutter ins Forel-Krankenhaus [24] gekommen war, dass sich am äußersten Rand der Stadt befand.

Am nächsten Morgen nahm ich einen Kinderschlitten, auf dem man damals alles transportierte - Wasser, Brennholz, Leichen, geschwächte Leningrader jeden Alters -, bevorratete mich mit einer Decke, schnappte die leichte tägliche Brotration und machte mich auf den weiten Weg zum Krankenhaus. In der Stadt hatten bereits die Aufräumarbeiten begonnen. Eis wurde aufgehackt, auf Sperrholzbrettern transportierte man den angehäuften Müll und Unrat ab. An manchen Stellen trat schon der Asphalt bzw. der Straßenbelag zutage und der Schlitten schien selbst in unbeladenem Zustand viel zu schwer.

Endlich hatte ich mich bis zum Krankenhaus geschleppt ... Am Tor aber stand ein Wachtposten, der mich erstaunt anschaute und keinen Schritt weiter vorließ ...

“Hier ist die Front, Großmütterchen (ich war 34 Jahre alt), es gibt schon längst keine Kranken mehr.”

Ich bat ihn händeringend, mich zu meiner Mutter zu lassen, verlangte, seinen Vorgesetzten zu rufen, aber der Wachtposten ließ sich nicht erweichen ... Da hörte ich plötzlich einen Ruf:

“Schenja, was machst du denn hier?” Vor mir stand ein Bekannter, der Archäologe Serjoscha Tschernikow [25], in Militäruniform.

Weinend erklärte ich alles. Er wandte sich an den Wachtposten. Dieser nahm Haltung an - Tschernikow war Major:

“Lassen Sie sie durch. Gestern Nacht wurden 12 Kranke aus der Station an der Prjaschka gebracht. Die wussten offenbar auch nicht, dass hier die Front ist.”

Es war schwer, Mama zu erkennen. Die durchlebte Aufregung hatte sie der wenigen in der Krankenstation erlangten Kräfte beraubt. Ich musste sie auf dem Schlitten festbinden. Dann machte ich mich auf den langen Rückweg.

So also war ich an der Front gewesen.

Eine Nacht in Kobona

Am 8. April verließen wir, eine Gruppe von Museumsangestellten und meine Mutter, Leningrad. Wir machten uns auf den Weg nach Nowosibirsk, wo sich die wertvollsten Exponate des Museums befanden, die zu Beginn des Krieges aus Leningrad fortgebracht worden waren. Auf dem Eis des Ladogasees stand das Wasser, das bis zur Hälfte der Räder des Lastwagens reichte. Eine Verkehrslotsin stand fast bis zu den Knien im Wasser. Ihre kleine Hand im bunten, wollenen Fausthandschuh wies den Autos gebieterisch den Weg.

Auf den Lieferwagen befanden sich lebendige, halblebendige und gerade erst verstorbene Menschen. Irgendwo hinter ihnen knirschte das Eis und die Menschen schrien verängstigt auf.

In den Autos, die uns entgegenkamen, wurden Säcke mit Mehl und gefrorene, ausgeweidete Tierkörper transportiert.

In Kobona saßen Menschenhäuflein auf der schlammigen, lehmigen Erde, den hier und da noch erhaltenen Schneehügeln oder auf ihren Koffern und Bündeln. An diesen letzten Tagen, an denen die Autos über das Eis fahren konnten, versuchte man so viele Menschen wie möglich aus Leningrad herauszubringen. Die Züge schafften es nicht, alle aus Kobona abzutransportieren, wo nun, den lokalen Zählungen zufolge, Tausende Evakuierte gestrandet waren. Und sie alle mussten versorgt werden. Die schmalen Bretter, die direkt auf den nassen Lehm geworfen wurden, dienten als Stege, über welche die Menschen mit Kännchen und Säckchen zum Evakuierungspunkt liefen, um Lebensmittel zu holen.

Es kam vor, dass die geschwächten Menschen ausrutschten, von den Brettern in den nassen Lehm fielen, nicht mehr aufstehen konnten und erfroren wie Fliegen auf einem klebrigen Blatt Papier.

Unsere Gruppe saß auf ihren Sachen. Wir warten darauf, dass unsere Sendboten vom Evakuierungspunkt mit Essen zurückkommen würden - und mit Informationen darüber, wann wir weiterfahren könnten.

Langsam wurde es dunkel. In der diesigen Luft klangen die zittrigen Stimmen der stark von der Dystrophie gezeichneten Menschen, die ihre Angehörigen zusammenriefen, besonders kläglich. Wir beschlossen, der Reihe nach die Sachen zu bewachen, während die anderen schliefen.

An die Notwendigkeit dieser Maßnahme erinnerte uns eine schaurige Figur: eine halb verrückte Frau, die von einem Häuflein sitzender Menschen zum nächsten ging. Sie versuchte, ein Bündel oder einen Koffer hervorzuziehen und sagte dabei: "Das sind meine Sachen."

So dick eingehüllt wie nur möglich legte ich meine Mutter auf die Sachen, zog alles an, was zur Hand war, setzte mich auf den Koffer und spähte aufmerksam in die graue Finsternis der Nacht. Wir wussten bereits, dass wir womöglich für mehrere Tage hier festsitzen würden. Da plötzlich tauchte vor mir die Gestalt eines kleinen Mädchens auf. Zu jener Zeit war es schwierig, das Alter der Leningrader Kinder (die wie alte Leute aussahen) zu bestimmen. Sie schaute mich an und fragte mit ziemlich ruhiger Stimme:

"Wo finde ich meine Mama?"

"Wer bist du denn?"

“Lidotschka. Mama wollte Brot holen und ist noch nicht zurückgekommen.”

“Und wer ist bei dir geblieben?”

“Großvater. Aber er liegt nur da und antwortet mir nicht. Ich will zu Mama.”

“Wo willst du denn jetzt deine Mama suchen? Bleib bei mir, morgen früh findet deine Mama dich bestimmt. Leg dich hin und schlaf ein bisschen.”

“Nein, ich bleibe bei dir sitzen.”

Zwei Stunden später wurde ich abgelöst und Lidotschka und ich konnten uns ausruhen. Es begann bereits zu dämmern. Als ich aufwachte, wollte ich aufstehen und nach meiner Mutter sehen. Aber ich konnte nicht aufstehen: Etwas Schweres hielt sich an meinem Rücken fest. Ich richtete mich auf und sah, dass ganz dicht neben mir, an meinen Mantel geklammert, eine Tote lag: die Frau, die ihre Sachen gesucht hatte.

Aufgeweckt durch mein Gezerre drehte Lidotschka sich zu mir um und fragte mit derselben ruhigen Stimme:

“Wenn meine Mama stirbt, nimmst du mich dann zu dir?”

“Ja, Lidotschka.”

Erleichtert aufatmend sagte sie:

“Dann werden wir zusammen leben.”

Da zeigten sich aber im Nebel unklare Schatten und eine Stimme war zu hören. Einer der Schatten wiederholte:

“Lidotschka, wo bist du? Lidotschka!”

“Hier, hier”, schrie ich, “kommen Sie hierher!”

Es war Lidotschkas Mutter. Fassungslos lief Lidotschka zwischen ihrer Mutter und mir hin und her, wobei sie immer wieder fragte:

“Werden wir denn zusammen leben, leben, leben?”

Ich fragte Lidotschkas Mutter weder nach ihrem Nachnamen noch danach, wohin sie fahren. Und obwohl ich sie später in diesem grenzenlosen menschlichen Leid wohl kaum hätte finden können, so bedauere ich das bis heute.

Am nächsten Tag stiegen wir in beheizte Güterwagen und fuhren davon.

[1] Jugendkomitee?

[2] Nischni Nowgorod.

[...]

[23] Der Englische Prospekt.

[24] Die ehemalige psychiatrische Klinik "Freude aller Leidenden". Im Jahr 1828 auf Erlass der verwitweten Kaiserin Maria Fjodorowna gegründet. Nach 1917 in Auguste-Forel-Klinik umbenannt. Während des Großen Vaterländischen Krieges wurde das Gebäude durch Artilleriebeschuss schwer beschädigt. Nach dem Krieg wurde entschieden, die Klinik nicht wiederzueröffnen. Das Gebäude wurde von den Kirow-Werken wiederaufgebaut. Im Jahr 1965 wurde darin ein Kulturhaus eröffnet. Heute befindet sich dort das Kultur- und Freizeitzentrum "Kirowez" (Prospekt Statschek 158). [M.G. Danjko: Die Seiten der Geschichte der Klinik "Freude aller Leidenden". In: Geschichte Sankt Petersburgs Nr. 1 (35), 2007. S. 48].

[25] Sergei Sergejewitsch Tschernikow (1909-1976). Sowjetischer Archäologe, Erforscher der Kurgane im Östlichen Kaukasus und im Altai.